

Lucy Christopher

Ich  
wünschte,  
ich könnte  
dich  
hassen



leise, als du dich bewegtest. Da fiel mir auf, dass ich sonst keine Geräusche hörte.

»Du bist hier«, sagtest du. »In Sicherheit.«



Keine Ahnung, wie lange ich danach noch geschlafen habe. Diese ganze erste Zeit ist total verschwommen, wie ein verdrehter Albtraum. Ich glaube, du hast mir irgendwann was zum Essen gebracht und dafür gesorgt, dass ich was trinke. Gewaschen hast du mich nicht. Das weiß ich, weil ich gestunken habe, als ich wieder aufwachte. Ich war total verschwitzt und das T-Shirt klebte an meinem Körper. Außerdem musste ich pinkeln.

Ich lag da und lauschte. Meine Ohren mühten sich ab, irgendwas zu hören, egal was. Aber es war still. Sonderbar still. Da war nicht mal das Schlurfen deiner Schritte oder das leise Rascheln deiner Kleidung. Kein Geräusch, das mit Menschen zu tun hatte. Kein Verkehrslärm. Kein Autobahnrauschen in der Ferne. Keine ratternden Züge. Nichts. Da war nur dieses Zimmer. Und die Hitze.

Ich checkte meinen Körper, hob vorsichtig erst ein Bein, dann das andere, wackelte mit den Zehen. Meine Glieder waren jetzt nicht mehr ganz so schwer und ich war wacher als vorher. So leise, wie ich nur konnte, richtete ich mich auf und sah mich im Zimmer um. Du warst nicht da. Ich war allein. Ich, das Doppelbett, in dem ich lag, eine Kommode und der Stuhl, über dessen Lehne meine Jeans hing. Alles hier war aus Holz gebaut und sehr schlicht. Es gab keine Bilder an den Wänden. Links von mir war ein Fenster, vor dem ein dünner Vorhang hing. Draußen war es

hell, es musste also Tag sein. Und es war heiß. Gegenüber von mir sah ich eine verschlossene Tür.

Ich wartete eine Weile und lauschte nach dir. Dann robbte ich zum Bettrand. In meinem Kopf drehte sich alles und ich fühlte mich, als würde ich gleich umkippen, aber ich schaffte es. Ich krallte mich am Rand der Matratze fest und zwang mich, tief durchzuatmen, statt die Luft anzuhalten wie bisher. Vorsichtig setzte ich erst einen Fuß auf den Boden, dann den andern. Schließlich stellte ich mich hin, wobei ich mich am Nachttisch festhalten musste. Alles drehte sich, aber ich blieb stehen und lauschte mit geschlossenen Augen weiter. Es war immer noch nichts zu hören.

Ich nahm mir die Jeans und setzte mich zurück aufs Bett, um sie anzuziehen. Sie kam mir eng und schwer vor und sie klebte mir an den Beinen. Der Hosenkноп drückte mir auf die Blase, was das Pinkelnmüssen noch dringender machte. Ich mühte mich nicht mit den Stiefeln ab; barfuß war ich leiser. Ich machte einen Schritt auf die Tür zu. Der Fußboden war aus Holz wie alles hier. Er fühlte sich kühl an und in den Ritzen zwischen den Brettern war nichts als Dunkelheit. Meine Beine waren total steif, fast als wären sie auch aus Holz. Trotzdem schaffte ich es bis zur Tür und drückte die Klinke herunter.

Auf der anderen Seite war es dunkler. Nachdem sich meine Augen an das schlechte Licht gewöhnt hatten, sah ich einen langen Gang – auch er komplett aus Holz. Fünf Türen gingen von ihm ab, zwei links vom Gang, zwei rechts und eine ganz am Ende. Alle fünf waren geschlossen. Der Boden knarrte, als ich den ersten Schritt tat. Stocksteif blieb ich stehen. Aber hinter den ande-

ren Türen regte sich nichts und ich hatte auch sonst nicht das Gefühl, dass mich irgendwer gehört hatte. Also machte ich noch einen Schritt. Welche Tür führte nach draußen, wo war mein Fluchtweg?

Ich blieb bei der rechten Tür stehen und umfasste die kühle Metallklinke. Dann drückte ich sie nach unten und hielt kurz die Luft an, bevor ich die Tür zu mir zog. Du warst nicht in dem Zimmer. Es war ein schattiger grauer Raum mit einem Waschbecken und einer Dusche. Ein Badezimmer. Hinten gab es noch eine Tür. Vielleicht war dort das Klo. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich es riskieren sollte, schnell pinkeln zu gehen. Ich musste echt dringend. Aber wie oft bekam ich eine Chance wie diese? Vielleicht hatte ich nur die eine. Ich ging wieder zurück in den Flur. Zur Not konnte ich es auch einfach die Beine runterlaufen lassen. Oder irgendwo draußen gehen. Ich musste einfach weg von hier. Wenn ich das hinkriegte, kam auch alles andere in Ordnung. Ich würde auf irgendwen stoßen, der mir half. Ich würde einen Ort finden, zu dem ich hinkönnte.

Ich hörte dich immer noch nicht. Mit den Händen stützte ich mich an der Wand ab und bewegte mich zur Tür am Ende des Gangs. Ein Schritt, dann noch einer. Meine Handflächen glitten über das Holz, Splitter gruben sich in meine Finger. Mein Atem ging schnell und laut, ich klang wie ein hechelnder Hund. Forschend sah ich mich um, versuchte rauszukriegen, wo ich war. Schweiß lief mir vom Kopf in den Nacken und den Rücken runter bis in die Jeans. Das Letzte, woran ich mich deutlich erinnerte, war der Flughafen in Bangkok. Aber danach war ich noch mal in einem Flugzeug gewesen, oder? Und dann in einem Auto? Viel-

leicht hatte ich das alles aber auch nur geträumt. Und wo waren meine Eltern?

Ich konzentrierte mich darauf, kleine, leise Schritte zu machen. Ich war kurz davor, in Panik auszubrechen und loszubrüllen. Aber ich musste die Kontrolle behalten, so viel war klar. Wenn ich anfang zu grübeln, wo ich war und was mir passiert sein mochte, bekäme ich so furchtbare Angst, dass ich mich nicht mehr rühren könnte.

Die Tür ganz hinten ließ sich leicht öffnen. Sie führte in ein großes, spärlich beleuchtetes Zimmer. Ich duckte mich zurück in den Gang und bereitete mich darauf vor, sofort loszurennen. Mein Magen drehte sich um und der Druck in meiner Blase wurde unerträglich. Aber es bewegte sich nichts in dem Raum. Es war auch nichts zu hören. Du warst nicht dort, das war mir nach einem kurzen Blick klar. Ich erkannte ein Sofa und drei Holzstühle; roh zusammengezimmert und total schlicht, genau wie die im Schlafraum. Es gab eine Nische, die entfernt wie ein offener Kamin aussah. Die Wände waren aus Holz. Auch hier hingen Vorhänge vor den Fenstern, daher war der Raum in ein düsteres bräunliches Licht getaucht. Nirgends stand Krimskrams herum und es hingen auch keine Bilder an den Wänden. Dieses Zimmer hier war genauso nüchtern wie der Rest vom Haus. Und die Luft war genauso schwer und stickig, sie lastete wie ein Mantel auf mir.

Auf der linken Seite vom Gang lag eine Küche, mit einem Tisch in der Mitte und Schränken ringsum. Auch hier waren die Vorhänge zugezogen, doch es gab noch eine Tür auf der andern Seite, durch deren Milchglasfenster grelles Licht drang. Der Weg nach

draußen. Freiheit. Ich schob mich an der Wand entlang auf die Tür zu. Der Schmerz in meiner Blase wurde noch schlimmer, meine Jeans schien immer enger zu werden. Aber ich schaffte es bis zur Tür. Ich berührte die Klinke und drückte sie langsam nach unten, obwohl ich ganz sicher war, dass die Tür abgeschlossen sein würde. Aber das war sie nicht. Ich schluckte vor Überraschung. Auf einmal war ich hellwach und zog die Tür zu mir. Ich öffnete sie nur so weit, dass ich durchschlüpfen konnte. Und dann trat ich hinaus ins Freie.

Das grelle Sonnenlicht erwischte mich sofort. Alles war hell, unerträglich hell. Und heiß. Noch viel heißer als drinnen. Von einem Moment auf den andern war mein Mund komplett ausgetrocknet. An den Türrahmen gelehnt kämpfte ich um den nächsten Atemzug. Ich hielt die Hand schützend über die Augen und versuchte, mein Blinzeln unter Kontrolle zu kriegen. Das viele Weiß überall machte mich fast blind. Es war, als hätte ich einen Schritt ins Jenseits getan. Allerdings fehlten die Engel.

Ich zwang mich dazu, die Augen zu öffnen und mich umzusehen. Nichts bewegte sich und nirgends gab es das geringste Anzeichen von dir. Rechts von dem Haus standen zwei kleine Schuppen. Sie wirkten provisorisch zusammengezimmert, die Planken waren mit Holz und Metallbändern aneinandermontiert. Unter einem Blechdach neben den beiden Schuppen parkte ein zerbeulter Geländewagen mit einem Anhänger. Und dann gab es noch das, was drum herum war.

Aus meiner Kehle drang ein Laut, als würde ich ersticken. So weit mein Blick reichte, war da einfach nichts. Eine ebene, gleichmäßig braune Fläche erstreckte sich bis zum Horizont. Sand und

noch mehr Sand, hier und da eine Ansammlung kleiner, armseliger Büsche und dann und wann ein Baum ohne Blätter. Das Land war tot, verdurstet. Ich war im Nirgendwo gelandet.

Ich wandte mich um. Es gab sonst keine Häuser. Keine Telefonleitungen und keinen Straßenbelag. Es gab überhaupt nichts. Nur Leere. Nur Hitze und Horizont. Ich grub die Fingernägel tief in meine Handflächen und wartete auf den Schmerz, der mir bewies, dass das hier kein Albtraum war, sondern Realität.

Schon als ich mich aufmachte, wusste ich, dass es sinnlos war. Wohin sollte ich abhauen? Es sah überall gleich aus. Mir wurde klar, warum du die Tür nicht zugesperrt und mich nicht ans Bett gefesselt hattest. Hier draußen gab es nichts und niemanden. Nur uns.

Meine Beine waren steif und setzten sich mühsam in Bewegung, die Oberschenkel begannen mir sofort wehzutun. Meine nackten Füße schmerzten. Auch wenn der rötliche Boden aussah, als wäre da so gut wie nichts, gab es doch immer wieder scharfkantige Steinchen, Dornen und kleine Wurzeln. Ich biss die Zähne zusammen, zog den Kopf ein und sprang über die besonders unebenen Stellen. Aber der Sand war so heiß, dass auch das wehtat.

Natürlich hast du mich entdeckt. Ich hörte, wie das Auto angelassen wurde, als ich gerade mal hundert Meter weit vom Haus entfernt war. Trotzdem lief ich weiter, wobei mir jeder Schritt in der Blase wehtat. Ich wurde sogar schneller. Ich richtete meinen Blick auf einen entfernten Punkt am Horizont und rannte. Mein Atem ging krächzend und meine Beine fühlten sich tonnen-schwer an. Meine Füße bluteten. Ich hörte, wie sich die Reifen in den Staub gruben, sie kamen immer näher.

Ich versuchte im Zickzack zu laufen, in der Hoffnung, dich auf die Art abzuhängen. Ich war total außer mir, ich schluckte und schluchzte und schnappte nach Luft. Aber du bist immer näher gekommen, fuhrst mit schlingernden Reifen und dröhnendem Motor schnell hinter mir her. Ich sah dich am Lenkrad kurbeln, den Wagen herumreißen.

Kurz blieb ich stehen und änderte die Richtung, aber du warst wie ein Cowboy mit einem Lasso: Du hast mich eingekreist, mir jede Fluchtmöglichkeit abgeschnitten. Mich langsam näher herangeholt, mich müde gemacht. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ich nicht mehr konnte, das war dir klar. Aber wie eine wild gewordene Kuh lief ich trotzdem immer weiter, rannte in enger werdenden Kreisen vor dir weg. Irgendwann würde ich zusammenbrechen.

Du bliebst stehen und machtest den Motor aus.

»Das hat doch keinen Zweck«, riefst du mir zu. »Du findest nichts. Da ist niemand.«

Ich fing an zu weinen, große Schluchzer stiegen in mir auf und ich hatte das Gefühl, nie mehr aufhören zu können. Du machtest die Tür auf und packtest mich am Genick. Du zogst mich zu dir hoch, meine Arme schleiften über den Boden. Da drehte ich den Kopf und biss dich in die Hand. Richtig fest. Du hast geflucht. Ich wusste, dass ich dich blutig gebissen hatte. Ich konnte es schmecken.

Ich sprang auf und rannte los. Aber du warst gleich wieder über mir, wahnsinnig schnell. Dieses Mal warfst du mich mit dem Gewicht deines Körpers einfach um. Sand schrammte über meine Lippen. Du lagst auf mir, deine Brust drückte gegen meinen Rücken, deine Beine gegen meine Oberschenkel.



»Gib auf, Gemma. Kapierst du nicht, dass du nirgends hinkannst?« Du hast fast geknurr.

Ich kämpfte, aber du warst stärker, drücktest mir die Arme dicht an die Flanken, quetschtest mich zusammen. Dein Körper lag schwer auf meinem und ich schmeckte Staub.

Da ließ ich die Pisse einfach laufen.



Den ganzen Weg zurück schrie und kämpfte ich. Ich biss dich immer wieder und spuckte dich an. Trotzdem hast du mich nicht losgelassen.

»Hier draußen stirbst du«, fauchtest du. »Begreifst du das nicht?«

Ich trat nach dir, so fest ich konnte, ans Schienbein, in die Eier, überallhin, wo ich dich erwischte. Aber dein Griff lockerte sich nicht. Meine Tritte führten nur dazu, dass du mich noch schneller weiterzerstest. Du warst stark. Verdammt stark dafür, dass du so dünn wirktest. Du schleiftest mich über den Sand zurück zum Haus. Ich machte mich so schwer, wie ich konnte, und hörte nicht auf, zu schreien und zu treten wie ein wildes Tier. Du zogst mich quer durchs Haus und sperrtest mich in das finstere Badezimmer. Ich brüllte und schlug um mich und versuchte, die Tür mit Tritten wieder aufzukriegen. Aber es war zwecklos. Du hattest sie von außen zugesperrt.

Es gab keine Fenster, die ich hätte einschlagen können. Darum machte ich die Tür am andern Ende auf. Wie ich vermutet hatte, war dort das Klo, das etwas tiefer lag. Ich stieg die beiden Stufen hinunter. Um die Kloschüssel herum war der Boden nicht mit

Brettern bedeckt und die raue Erde tat meinen zerschundenen Füßen weh. Auch hier gab es kein Fenster und die Wände bestanden aus rohen, rissigen Holzplanken mit winzigen Lücken dazwischen. Ich stemmte mich dagegen, aber sie gaben nicht nach. Ich hob den Klodeckel. Drinnen war ein tiefes, dunkles Loch, aus dem der Gestank von Kacke stieg. Ich ging wieder ins Bad und machte den Schrank über dem Waschbecken auf. Dann pfefferte ich alles, was darin war, gegen die Tür, mit so viel Wucht wie möglich. Ein Fläschchen mit Desinfektionsmittel zerbrach, der Inhalt floss heraus und verbreitete einen stechenden Geruch. Auf der andern Seite der Tür liefst du auf und ab.

»Nicht, Gemma«, sagtest du. »Wir brauchen die Sachen noch.«

Ich schrie um Hilfe, bis meine Kehle brannte. Auch wenn es vollkommen sinnlos war. Am Ende wurde aus meinen Worten ein sinnloses Gebrüll, das nur dazu gut war, dich zu übertönen.

Ich knallte meine Arme wie verrückt gegen die Tür, so dass sie bald voller blauer Flecke waren und ich mir an den Gelenken die Haut aufschürfte. Ich war verzweifelt. Jeden Moment konntest du mit einem Messer, einer Pistole oder Schlimmerem hier hereinkommen. Ich suchte nach irgendetwas, womit ich mich wehren konnte, und packte eine Scherbe des zerbrochenen Fläschchens.

Die Tür ruckte, als du dich dagegen lehntest. »Jetzt beruhig dich doch«, sagtest du mit wackliger Stimme. »Das bringt alles nichts.«

Dann hocktest du dich gegenüber vom Bad in den Gang. Das wusste ich, weil ich im Spalt unter der Tür deine Schuhe sehen konnte. Ich stützte mich an der Wand ab und roch das Desinfek-

tionsmittel und den scharfen Gestank von Pisse in meinen Jeans. Nach einer Weile hörte ich ein leises Klicken, als du den Schlüssel aus dem Schlüsselloch nahmst.

»Lass mich zufrieden«, kreischte ich.

»Geht nicht.«

»Bitte.«

»Nein.«

»Was willst du?« Inzwischen schluchzte ich und lag zusammengekrümmt am Boden. Ich tupfte mir das Blut von den Füßen, betastete die Kratzer und Wunden meiner Flucht über den Sand.

Ich hörte, wie du mit der Hand, vielleicht auch mit dem Kopf, gegen die Badezimmertür schlugst. Ich hörte auch, wie schwer dein Atem ging.

»Ich bring dich nicht um«, sagtest du. »Das mach ich nicht, okay?«

Aber davon wurde meine Kehle nur noch trockener. Ich glaubte dir nicht.

Danach warst du lange ruhig und ich fragte mich schon, ob du fortgegangen wärst. Deine Stimme zu hören wäre mir fast lieber gewesen als diese Stille. Ich umklammerte die Glasscherbe so fest, dass sie mir in die Handfläche schnitt. Dann hielt ich sie in das Licht, das durch einen Spalt in der Wand fiel. Im Glas leuchteten Regenbogen auf. Ich drehte die Scherbe so, dass ein Regenbogen über meine Hand tanzte. Mit dem Finger drückte ich fest auf die Kante, bis ein kleiner Tropfen Blut erschien.

Ich hielt die Scherbe über mein linkes Handgelenk und fragte mich, ob ich mich wohl wirklich dazu überwinden konnte, dann

senkte ich sie langsam. Ich schnitt mir in die Haut, quer übers Gelenk. Blut begann herauszusickern. Es tat nicht weh. Meine Arme waren betäubt vom Hämmern gegen die Tür. Es war nicht sonderlich viel Blut. Ich keuchte, als zwei Tropfen zu Boden fielen, und konnte kaum fassen, was ich da getan hatte. Du hast später behauptet, diese Aktion hätte mit den Nachwirkungen der Drogen zu tun gehabt, aber ich weiß nicht, ob das stimmt. In diesen Moment fühlte ich mich zu allem entschlossen. Kann gut sein, dass ich mich wirklich lieber selbst umbringen wollte, als darauf zu warten, dass du es tust. Ich nahm die Scherbe in die linke Hand und streckte das rechte Handgelenk vor mir aus.

Aber da bist du hereingestürmt. Schnell. Die Tür schwang auf und fast im gleichen Moment hast du mir die Scherbe weggerissen und mich in die Arme genommen, mich mit deiner Kraft eingehüllt. Ich haute dir eins aufs Auge, mit voller Wucht. Und du zerrtest mich in die Dusche.

Du drehtest den Hahn auf. Das Wasser war braun verfärbt und spritzte in Schüben aus den ächzenden Rohren. Schwarzer Dreck schwamm darin. Ich presste mich in die hinterste Ecke. Das Blut von meinem Handgelenk mischte sich mit dem Wasser und wirbelte davon. Es gefiel mir, dass da Wasser war zwischen dir und mir. Das Wasser kam mir wie mein Verbündeter vor.

Du holtest ein Handtuch aus einer Kiste neben der Tür und hieltst es unter das Wasser, bis es fast ganz durchnässt war. Dann drehtest du den Hahn wieder ab und kamst auf mich zu. Ich drückte mich gegen die gesprungenen Kacheln und brüllte, schrie und kreischte, dass du mich in Ruhe lassen solltest. Aber du kamst immer näher. Du knietest dich ins Wasser und presstest das

Handtuch auf den Schnitt an meinem Handgelenk. Mit einer schnellen Bewegung versuchte ich dir auszuweichen und knallte mit dem Kopf irgendwo dagegen.

Dann war alles weg.



Als ich zu mir kam, lag ich wieder in dem Doppelbett, mit einem kühlen, feuchten Verband ums Handgelenk. Die Jeans hatte ich nicht mehr an. Meine Füße waren mit einem harten, kratzigen Seil an den Bettpfosten festgebunden, auch sie waren verbunden. Ich bewegte mich, um zu testen, wie eng die Fesseln saßen, und stöhnte auf, als mir der Schmerz die Beine hochschoss.

Da sah ich dich neben dem Fenster stehen. Die Vorhänge waren ein Stück zurückgezogen und du startest nach draußen. Deine Stirn lag in Falten und du hattest ein blaues Auge. Das musste mein Werk sein. Im Sonnenlicht wirkte deine Haut heller und du sahst in diesem Moment nicht wie ein Entführer aus. Sondern einfach nur müde. Mein Herz hämmerte, aber ich zwang mich, dich genau zu betrachten. Warum hattest du mich hierhergebracht? Was wolltest du? Wenn du vorhattest, mir etwas anzutun, hättest du das doch bestimmt schon längst gemacht, oder? Außer du wolltest mich zappeln lassen.

Da drehtest du dich um und bemerktest meinen Blick. »Mach das nie wieder«, sagtest du.

Ich blinzelte.

»Du tust dir am Ende noch richtig weh.«

»Wär das denn schlimm?« Meine Stimme war nur ein Flüstern.

»Natürlich.«

Du schautest mich aufmerksam an. Ich musste den Blick abwenden. Deine Augen. Sie waren zu blau. Zu intensiv. Ich hasste es, dass sie aussahen, als wärst du um mich besorgt. Ich ließ mich zurücksinken und betrachtete die Decke, die aus Wellblech bestand.

»Wo bin ich?«, fragte ich.

Ich dachte an den Flughafen. An meine Eltern. Ich fragte mich, wo der Rest der Welt geblieben war. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie du in Zeitlupe den Kopf schütteltest.

»Nicht in Bangkok«, sagtest du. »Und auch nicht in Vietnam.«

»Wo dann?«

»Das kriegst du schon irgendwann selbst raus.«

Du legtest deinen Kopf in die Hände und strichst mit den Fingerspitzen sanft über die verletzten Stellen an deinem Auge. Deine Nägel waren kurz geschnitten und verdreckt. Wieder versuchte ich, meine Füße frei zu bekommen. Die Fußgelenke waren feucht vom Schweiß, aber sie glitten trotzdem nicht durch die Fesseln.

»Willst du was trinken?«, fragtest du. »Oder essen?«

Ich schüttelte den Kopf und spürte, wie mir Tränen über die Wangen liefen. »Was wird passieren?«, flüsterte ich.

Du hast den Kopf gehoben und die Hände sinken lassen. Deine Augen blitzten mich einen Moment lang an, aber jetzt wirkten sie nicht eisig. Sie schienen eher getaut zu sein. Sie sahen feucht aus. Eine Sekunde lang fragte ich mich, ob du vielleicht geweint hattest. Als dir mein forschender Blick auffiel, drehtest du dich weg und gingst aus dem Zimmer. Ein paar Minuten später kamst du

mit einem Glas Wasser zurück. Du hast dich neben dem Bett niedergelassen und es mir gereicht.

»Ich werde dir nichts tun«, sagtest du.



Ich blieb im Bett. Der Kissenbezug wurde dünn von meinen Tränen, die Laken waren getränkt von meinem Schweiß. Alles stank. Ich versuchte mich möglichst wenig zu bewegen. Irgendwann kamst du rein, um den Verband an meinen Füßen zu wechseln. Ich war inzwischen total schlaff, wie geschmolzen, was auch zu meiner Körpertemperatur passte.

Später hast du mir erzählt, dieser Zustand hätte nur ein oder zwei Tage gedauert. Mir kommt es vor, als wären es Wochen gewesen. Meine Augenlider waren geschwollen vom vielen Weinen. Ich versuchte mir zu überlegen, wie ich entkommen könnte, aber auch mein Gehirn war wie geschmolzen. Ich machte mich vertraut mit der Zimmerdecke, den rohen Wänden und dem hölzernen Fensterrahmen. Ich trank das braun verfärbte Wasser, das du mir hinstelltest; aber nur, wenn du es nicht sahst. Einmal knabberte ich auch ein paar Nüsse und Samen aus der Schale, die du mir gebracht hattest, wobei ich erst vorsichtig an ihnen leckte, falls sie vergiftet waren. Jedes Mal, wenn du hereinkamst, versuchtest du mit mir zu reden. Es verlief immer ähnlich.

»Wie wär's mit Waschen?«

»Nein.«

»Essen?«

»Nein.«

»Wasser? Du solltest Wasser trinken.«

»Nein.«

Dann war es eine Weile lang still, während du überlegtest, was ich sonst noch wollen könnte. »Möchtest du nach draußen?«

»Nur, wenn du mich in eine Stadt bringst.«

»Hier gibt's keine Städte.«

Einmal hast du das Zimmer nicht gleich wieder verlassen wie sonst. Seufzend bist zum Fenster gegangen. Ich sah, dass sich der Bluterguss rund um dein Auge verfärbt hatte; statt dunkelblau war er jetzt eklig gelb – das einzige Indiz für mich, dass Zeit vergangen war. Du blicktest mich an, die Stirn in tiefen Falten. Dann zerrtest du mit einer plötzlichen Bewegung die Vorhänge zurück. Licht strömte herein und ließ mich zurückzucken.

»Lass uns rausgehen«, sagtest du. »Wir können uns das Land anschauen.«

Ich wandte mich ab, vom Licht und von dir.

»Hinten sieht es anders aus als vorne«, sagtest du. »Da gehen wir hin.«

»Lässt du mich denn gehen, wohin ich will, dort hinten?«

Du schütteltest den Kopf. »Es gibt nichts, wo du hinkönntest«, sagtest du. »Ich hab's dir doch gesagt. Da ist überall Wildnis.«

Am Ende hast du mich mürbegemacht. Ich habe genickt. Aber nicht, weil du wolltest, dass ich mitkam. Ich glaubte dir einfach nicht, dass es ringherum gar nichts gab. Da musste doch irgendwas sein; eine Stadt weit in der Ferne oder eine Straße, meinetwegen auch nur Stromkabel. Völlige Wildnis gibt es nirgends.

Du löstest die Fesseln an meinen Füßen. Du wickeltest die Binden ab und drücktest mit der Hand gegen meine Fußsohlen. Ich erwartete, dass es brennen würde, aber das tat es nicht. Du unter-



suchtest auch mein Handgelenk. Über dem Schnitt hatte sich eine rotbraune Kruste gebildet und die Wunde blutete nicht mehr.

Du wolltest mich vom Bett hochheben, doch ich stieß dich weg. Schon allein diese eine Bewegung brachte meinen Körper zum Zittern. Ich machte mich lang und versuchte, auf der anderen Seite aus dem Bett zu kommen.

»Ich kann das alleine.«

»Klar, hab ich vergessen«, sagtest du. »Schließlich hab ich dir nicht die Beine abgehackt.«

Du lachtest leise über deinen Witz. Ich ignorierte ihn. Meine Beine zitterten dermaßen, dass mir schon das Aufstehen schwerfiel. Ich zwang mich, einen Schritt zu tun. Ein stechender Schmerz fuhr mir in den Fuß. Ich schluckte. Aber mir war klar, dass ich nicht bis in alle Ewigkeit hier in diesem Zimmer bleiben konnte.

Du wandtest dich ab, während ich mir die Jeans überstreifte. Sie war frisch gewaschen und getrocknet, die Flecken vom Herumkriechen im Staub waren weg. Ich fühlte mich grässlich schwach, als ich das Zimmer verließ, und rechnete damit, jeden Moment umzukippen. Ich wünschte mir, ich hätte mehr gegessen. Ich lief den Gang entlang und du kamst hinter mir her. Deine Schritte machten nicht das geringste Geräusch, nicht einmal der Boden knarrte. Ich wandte mich zur Küche hin, aber du packtest mich am Arm. Deine Berührung ließ mich zusammenzucken und ich konnte dich nicht anschauen.

»Da lang«, sagtest du.

Ich schüttelte deine Finger ab und ließ Abstand zwischen uns. Du führtest mich durch den Wohnraum, wo die Vorhänge immer noch zugezogen waren, so dass ich blinzeln musste, um alles se-

hen zu können. Beim nächsten Schritt bohrte sich etwas in meinen Fuß. Schmerz schoss mein Bein hoch. Meine Augen wurden feucht, aber ich wischte die Tränen schnell weg, bevor du etwas merktest. Ich hob den Fuß und zog einen kleinen goldfarbenen Nagel heraus, wie man sie zum Aufhängen von Bildern benutzt. Ich fragte mich, was dieser Nagel hier machte, wo es doch gar keine Bilder zum Aufhängen gab.

Wir gingen durch eine Art Vorbau zur andern Seite des Hauses. Ich blinzelte im grellen Licht, als du die Tür nach draußen aufmachtest. Hier war eine Veranda, die sich am ganzen Haus entlangzog. Ich humpelte zu einem Rattansofa und ließ mich hineinfallen. Dort nahm ich meinen Fuß und rieb die wunde rote Stelle, die der Nagel hinterlassen hatte.

Als ich aufblickte, sah ich die Felsblöcke. Sie waren riesig und rund, mit einer geschmeidigen Oberfläche. Sie lagen etwa fünfzig Meter von uns entfernt und erstreckten sich über eine Breite, die schätzungsweise doppelt so groß war wie das Haus. Sie kamen mir vor wie eine Handvoll Murmeln, die ein Riese vom Mond fallen gelassen hatte. Auf der uns zugewandten Seite gab es zwei größere Felsen, die von kleineren eng umringt waren. Dünne, stachelige Bäume wuchsen in der Mitte und um die Felsen herum.

Ich saß da und starrte sie an. Diese Felsen waren so ganz und gar anders als der Rest der Landschaft, sie ragten aus dem Boden hoch wie Daumen. Es war schon später Nachmittag und nach einer Weile wurde mir klar, warum die Felsen rot waren. Die tief stehende Sonne tauchte ihre körnige Oberfläche in ein rubinfarbenes Licht.

»The Separates«, sagtest du. »So habe ich sie genannt. Sie sehen anders aus ... irgendwie ... abgetrennt von allem, was es sonst gibt, zumindest hier in der Gegend. Jeder von ihnen steht für sich allein, aber zumindest das haben sie gemeinsam.«

Du standst neben dem Sofa. Ich rückte von dir weg und du zerrtest so lange am Rahmengeflecht herum, bis sich eine der Fasern löste.

»Wieso hab ich die nicht gesehen?«, fragte ich. »Als ich weggerannt bin?«

»Du hast nicht hingesehen.« Du hast das Sofa in Ruhe gelassen und stattdessen mich angesehen. Als ich deinen Blick nicht erwiderte, bewegtest du dich zu einem der Verandapfeiler hin. »Du warst viel zu durchgedreht, um irgendwas richtig wahrzunehmen.«

Ich ließ meinen Blick über die Felsen schweifen, auf der Suche nach Wegen, nach etwas, das von Menschenhand gemacht war. Ich entdeckte eine Rohrleitung aus Plastik, die zwischen den Felsen heraustrat und bis zum Haus führte. Sie verschwand unter der Veranda, hinten am anderen Ende, dort, wo das Bad lag. Dann gab es noch ein paar Zaunpfosten aus Holz, die in gleichmäßigem Abstand um die Felsen herum aufgestellt waren.

»Was ist dahinter?«, fragte ich.

»Nicht viel. Das Gleiche wie hier auf der Seite.« Du zeigtest mit dem Kinn auf die staubige Erde überall ums Haus herum. »Ist jedenfalls kein Fluchtweg für dich, falls du daran denkst. Wenn du hier wegwillst, geht das nur über mich. Und das ist Pech für dich, denn *meine* Flucht hat mich ja genau hierhergeführt.«

»Was ist das für ein Rohr?«, fragte ich. Wenn eine Rohrleitung

zu deinem Haus führte, musste es hinter den Felsen doch noch mehr Rohre und Häuser geben, überlegte ich.

»Das hab ich gelegt. Damit wir Wasser haben.«

Du hast gegrinst, als wärst du stolz, und in deiner Hemdtasche nach irgendwas herumgekramt. Dann langtest du in deine Hosentasche und holtest ein kleines Bündel getrockneter Blätter und Zigarettenpapier heraus. Ich musterte alle deine Taschen. Gab es irgendwo Ausbuchtungen oder Beulen? Hattest du die Autoschlüssel dort verstaut? Du drehtest dir eine lange, dünne Zigarette und lecktest das Papier an.

»Wo sind wir?«, fragte ich wieder.

»Überall und nirgends.« Du legtest den Kopf gegen den Pfeiler und schautest rüber zu den Felsen. »Ich habe diesen Ort hier irgendwann entdeckt. Er gehört mir.« Du beäugtest nachdenklich deine Zigarette. »Ist schon lange her. Da war ich noch klein, vielleicht halb so groß wie du jetzt.«

Ich warf dir einen Blick zu. »Wie bist du hergekommen?«

»Gelaufen. Hat eine Woche gedauert oder so. Als ich hier war, bin ich zusammengeklappt.«

»Wer war bei dir?«

»Niemand. Die Felsen haben mir Träume geschickt ... und sie haben mir natürlich Wasser gegeben. Dieser Ort ist was Besonderes. Ich bin ungefähr zwei Wochen lang hiergeblieben, mein Lager war in ihrer Mitte und ich habe von den Felsen gelebt. Als ich wieder heimkam, hatte sich alles verändert.«

Ich drehte mich weg, wollte über dich und dein Leben nichts wissen. Hoch über uns kreiste ein Vogel, vor dem bleichen Himmel sah sein Umriss wie ein winziges X aus. Ich kauerte mich zu-

sammen, schlang die Arme um die Knie und zog sie immer dichter an mich heran, um die Panik zu unterdrücken, die in mir aufstieg und sich in einem Schrei Luft machen wollte.

»Warum bin ich hier?«, flüsterte ich.

Du klopfest dir auf die Taschen und zogst eine Schachtel Streichhölzer hervor. Dann machtest du eine Handbewegung in Richtung der Felsen.

»Weil dieser Ort magisch ist ... magisch und schön. Und du bist auch schön ... eine Schönheit ganz für dich, getrennt von allen andern. Alles passt zusammen.« Du drehtest die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger. Dann hieltst du sie mir hin. »Willst du?«

Ich schüttelte den Kopf. Gar nichts passte zusammen. Und noch nie hatte jemand gesagt, dass ich eine Schönheit war. »Was willst du?«, fragte ich mit brüchiger Stimme.

»Ganz einfach.« Mit der Zigarette im Mund lächeltest du. »Nicht allein sein.«

Die Zigarette roch seltsam, als du sie anstecktest, natürlicher als Tabak, aber nicht so intensiv wie ein Joint. Du inhaliertest tief und schautest dann wieder zu der Ansammlung einzelner Felsen.

Ich folgte deinem Blick und entdeckte eine winzige Lücke. Sie sah wie ein schmaler Pfad aus, der mitten durch sie hindurchführte.

»Wie lange willst du mich hier festhalten?«, fragte ich.

Du zucktest mit den Achseln. »Natürlich für immer.«

